





Jean Lorrain

M ● N S I E U R
D E P H ● C A S .
A S T A R T E



*Aus dem
Französischen
übersetzt und
mit einem Glossar
versehen von
Christoph
Pollakowski*

*Mit einem Nachwort
von Leo Pinke*



F R I E D E N A U E R P R E S S E

Mein teurer Paul Adam,

erlauben Sie mir bitte, sowohl dem Autor der Macht und des Geheimnisses der Massen als auch dem verlässlichen Freund und einzigartigen Künstler in Bezeugung meiner großen Bewunderung und Sympathie für den Charakter des Menschen und die Aufrichtigkeit des Schriftstellers die Beschwörung dieses Elends und dieser Traurigkeiten zu widmen.

Jean Lorrain

Cannes, 1. Mai 1901.

I. Das Vermächtnis

Monsieur de Phocas. Ich drehte und wendete die Karte zwischen meinen Fingern; der Name war mir völlig unbekannt.

In Abwesenheit des damals für eine Periode von achtundzwanzig Tagen in Versailles kasernierten Kammerdieners hatte die Köchin dem Besucher Einlass gewährt. Monsieur de Phocas befand sich in meinem Arbeitszimmer.

Murrend verließ ich den Sessel, in dem ich gedöst hatte (jener Tag war so heiß), und entschlossen, den Aufdringling fortzuschicken, trat ich in mein Arbeitszimmer.

Monsieur de Phocas! Vorsichtig den Türvorhang zur Seite schiebend, verharrte ich auf der Schwelle.

Eng eingegossen in einen Anzug aus myrthen grünem Tuch, in sehr hoch angesetzter Halsbinde aus blassgrüner, wie mit Gold bestäubter Seide, war Monsieur de Phocas ein zierlicher, langgliedriger junger Mann von kaum achtundzwanzig Jahren mit blutleerem und ungewöhnlich altem Gesicht unter gekräuseltem, kurzem braunen Haar.

Dieses klare und feine Profil, die gewollte Steifheit dieses langen, schwächtigen Körpers, die Arabeske (wenn ich mich so ausdrücken darf), die gequälte Arabeske dieser Linie und dieser Eleganz, all das hatte ich irgendwo schon einmal gesehen.

Monsieur de Phocas schien mich übrigens nicht zu bemerken, oder ließ er sich nur zu diesem Anschein herab? Neben meinem Arbeitstisch stehend, die Hüfte leicht vorgeschoben, in einer Haltung voller Anmut, und mit dem Ende seines Spazierstocks – eines Rohrstocks für wenigstens zehn Louis, dessen Knauf, eine bizarre Arbeit aus grünem Elfenbein, mich sofort in Beschlag nahm –, mit der Spitze seines Stocks also durchblätterte Monsieur de Phocas ein zwischen Papieren und Büchern abgelegtes Manuskript und las es achtlos von oben herab.

Das war schändlich, inakzeptabel und von einer vollkommenen Impertinenz.

Dieses Manuskript, diese Seiten in Prosa oder in Versen, diese Notizen und Briefe, dieses Werk, mein Werk durchweg, mit der Spitze des Spazierstocks zerwühlt, in der Intimität meines *home*, von diesem seltsamen und gleichgültigen Besucher! Ich war gleichzeitig entrüstet und hingerissen, entrüstet über diesen Akt, aber hingerissen von seiner Kühnheit, denn ich liebe und bewundere die Kühnheit in allen Dingen und bei wem auch immer; aber schon war meine ganze Aufmerksamkeit woanders, die Augen nahmen ein grünliches Feuer wahr, das plötzlich in den Falten der Halsbinde von einem mächtigen Smaragd aufflammte, dessen hochmütiger kleiner Kopf auf merkwürdige Art aufleuchtete; von sich aus schon so merkwürdig, wirkte der feine und bartlose Kopf ganz flächig, man hätte meinen können, er sei aus blassem Wachs modelliert, ein Kopf ähnlich denen, die man, von Clouet oder Porbus signiert, in der den Valois gewidmeten Galerie des Louvre sieht.

Monsieur de Phocas schien meine Gegenwart nicht einmal zu erahnen, und geschmeidig und stolz fuhr er fort, aus der Distanz heraus in meinen Papieren zu staken, als ich, da der Ärmel seines Jacketts sich ein wenig hochgezogen hatte, ein dünnes Platinarmband sah, eine Schnur mit Aquamarinen und Opalen, die sein rechtes Handgelenk umschloss.

Dieses Armband! Jetzt erinnerte ich mich.

Ich hatte dieses zierliche und weiße, feinrassige Handgelenk und diesen schmalen Reif aus Platin und Schmucksteinen schon einmal gesehen. Ja, ich hatte sie gesehen, damals jedoch manövrierten sie über Juwelen und Schmuckauslagen eines hervorragenden Künstlers, eines Goldschmiedemeisters und Ziseleurs, bei Barruchini, diesem Bändiger der Metalle, den man Florenz entsprungen glaubte und dessen Werkstatt, bekannt nur vereinzelt Liebhabern, sich am Ende dieses so

seltsamen und alten Hofes der Rue Visconti befindet; vielleicht der engsten Straße des alten Paris, der Rue Visconti, wo Balzac Druckereibesitzer gewesen war.

Wunderbar blass und durchscheinend, wie die Hand einer Prinzessin, einer Kurtisane, schwebte an jenem Tag die unbehandschuhte Hand des Duc de Fréneuse (denn ich entsann mich jetzt auch seines wirklichen Namens), schwebte an jenem Tag mit unendlicher Langsamkeit über einer Anhäufung von harten Edelsteinen, Lapislazuli, Sardonyxen, Onyxen und Kornalinen, zwischen denen hier und da Topase, Amethyste oder Rubizelle hervorstachen; und manchmal sank diese Hand wie ein wächserner Vogel, den erwählten Schmuckstein mit dem Finger bezeichnend... Den erwählten Schmuckstein... und als meine Erinnerungen deutlicher wurden, da rief sich mir auch der Klang seiner Stimme wach, der Ton des sich von Barruchini verabschiedenden Duc, der mit beiläufigem Tonfall zu dem Goldschmied sagte: »Ich brauche dieses Objekt innerhalb von zehn Tagen. Sie haben schließlich nur die Einlegearbeiten zu machen. Ich zähle auf Sie, Barruchini, wie Sie auf mich zählen können.«

Ein Pfau aus emailliertem Metall, den er dem Ziseliermeister in Auftrag zu geben kam und dessen Juwelenrad er soeben selbst zusammengestellt hatte; eine weitere Wunderlichkeit, die der Liste so vieler anderer hinzuzufügen wäre, denn die Grillen des Duc de Fréneuse ließen sich nicht mehr zählen, sie hatten selbst schon eine legendäre Geschichte.

Mehr noch, die Person, der Mann selbst war eine Legende, die er zunächst unbewusst erschaffen und seitdem zu lieben und wachzuhalten begonnen hatte. Welche Märchen hatte man nicht über diesen jungen Mann und fünffachen Millionär geflüstert, der von hoher Geburt und bester Abstammung war, sich nicht in die Gesellschaft begab, ohne Freunde lebte, keine Mätresse zur Schau stellte und regelmäßig Ende November Paris verließ, um seine Winter im Orient zu verbringen.

Ein tiefes, nach Lust und Laune verdichtetes Geheimnis umgab sein Leben, und abgesehen von den zwei oder drei großen Premieren, die Paris jedes Frühjahr in Aufruhr versetzten, begegnete man diesem blassen, großen jungen Mann mit der so aufrechten Gestalt und dem so müden Gesicht niemals.

Früher hatte er Pferde ins Rennen geschickt und Stall-erfolge gehabt; dann hatte er abrupt aufgehört, diesen Veranstaltungen beizuwohnen, er hatte seine Pferde verkauft, sein Gestüt aufgelöst, und nachdem er zunächst den Boudoirs der Freudenmädchen abtrünnig geworden war, war wenig später sein Austritt aus den Salons des Faubourg erfolgt, die ihn gleichwohl noch einige Zeit zurückgehalten hatten, und das war ein Bruch mit allen gewesen, ein völliges Verschwinden.

Das ganze Jahr über reiste Fréneuse jetzt im Ausland. Wenn jedoch im Frühling irgendein aufsehenerregender Akrobat, Mann oder Frau, in einem Etablissement wie dem Olympia, im Zirkus oder den Folies Bergère angekündigt war, geschah es zuweilen, dass man Fréneuse dort an allen Abenden einer Woche antraf, und diese seltsame Beharrlichkeit wurde zu einem neuen Vorwand für Geschichten, einer Quelle von Vermutungen und was für einem Tratsch! Man errät das unschwer. Dann tauchte Fréneuse wieder schlagartig in die Verborgenheit, die Stille ab: Er war wieder nach London oder Smyrna, auf die Balearen oder nach Neapel aufgebrochen, vielleicht auch nach Palermo oder Korfu, man wusste nicht wohin, bis zu dem Tag, an dem jemand aus dem Club vermeldete, ihn auf dem Quai bei einem Antiquitätenhändler getroffen zu haben oder in der Rue de Lille bei einem Händler seltener Steine oder aber bei einem Münzhändler der Rue Bonaparte, die Lupe in der Hand und ungemein aufmerksam vor einer Intaglie aus dem 12. Jahrhundert oder einer Sammlerkamee am Tische sitzend.

Fréneuse besaß in seinem Stadtpalais in der Rue de Varenne ein ganzes geheimes Museum mit harten Edelsteinen,

berühmt unter Liebhabern und Händlern. Er hatte auch, so erzählte man, aus dem Orient, aus den Souks von Tunis und den Basaren von Smyrna einen vollständigen Schatz an antikem Schmuck, wertvollen Teppichen, seltenen Waffen und starken Giften mitgebracht; aber Fréneuse lebte ohne Freunde, niemandem wurde der Besuch des Familiensitzes gestattet.

Seine einzigen Bekannten waren Händler und Sammler wie er, und unter diesen war Barruchini, der Goldschmied, vielleicht der Einzige, der die Türschwelle der Rue de Varenne jemals überschritten hatte. Jedem Weltmann wurde an der Pforte streng der Zutritt verboten: Man würde ihn in seinen Opiumträumen stören, behaupteten die Leute rachsüchtig, und das war noch die harmloseste der zulasten de Fréneuses in Umlauf gebrachten Geschichten, so nachtragend war die vornehme Pikiertheit einer Gesellschaft von Müßiggängern und Nichtsnutzen.

Dieser Mann hatte alle Laster des Orients mitgebracht.

Und es war dieser Duc de Fréneuse, den ich bei mir hatte, der nachlässig mit der Spitze seines Spazierstocks meine Manuskripte durchblätterte, Fréneuse und seine Legenden, seine geheimnisvolle Vergangenheit, seine zwielichtige Gegenwart und seine noch dunklere Zukunft, Fréneuse, der bei mir unter einem falschen Namen eingedrungen war.

Er hob die Augen und nahm mich endlich wahr. Nach einem kurzen Kopfnicken scharrte er die auf meinem Tisch verstreuten Blätter mit einer Bewegung zusammen, und als habe er meine Gedanken gelesen: »Zunächst entschuldigen Sie, Monsieur, dass ich bei Ihnen unter einem falschen Namen vorstellig werde, dieser Name ist jetzt der meine. Der Duc de Fréneuse ist tot, es gibt nur noch Monsieur de Phocas. Übrigens bin ich im Begriff, für längere Zeit zu verreisen, mich aus Frankreich zurückzuziehen, vielleicht für immer, und dieser Tag ist der letzte, der mir bleibt. Ich habe soeben eine weitreichende Entscheidung getroffen, aber all das ist wahrschein-

lich nicht sonderlich wichtig für Sie und ist es doch, da ich Sie deshalb kurz besuchen komme.«

Und mich durch eine Geste der Hand bittend, ihn fortfahren zu lassen, den Sessel ablehnend, den ich ihm anbot: »Sie kennen Barruchini, Sie haben selbst über ihn und seine Kunst unvergessliche Seiten geschrieben, für mich wenigstens, da ja mein heutiger Besuch ihrem Autor gilt. Es war in der Revue de Lutèce. Sie haben als Dichter die prismatische Kunst dieses goldschmiedenden Zauberers, ihr verwirrendes und vielfältiges Schimmern verstanden und beschrieben. Oh! dieses geheime, changierende Feuer, das in seinem Schmuck ruht, diese naturhaften Details, Tiere oder Blumen, die im Wasser der Edelsteine eingeschlossen sind! Sie haben sie recht gut besungen, diese in Gold geschmiedete Flora, gleichzeitig byzantinisch, ägyptisch und renaissancehaft! Sie haben die korallenhaften und unterseeischen Erscheinungen recht gut verstanden, ja, unterseeisch, denn erblüht aus Beryllen, Chrysolithen, Opalen und blassen, algen- und wellenfarbigen Saphiren von beinahe bläulichem Schmelz, sehen sie aus wie Juwelen, die lange unter Wasser ruhten. Ringe Salomons oder Kelche des Königs von Thule, sind sie vor allem die Schmuckschatulle der versunkenen Städte, und auch die Tochter des Königs von Ys muss Ähnliches getragen haben, als sie die Schlüssel der Deichtore dem Dämon übergab ... Oh! diese Colliers Barruchinis, dieses Geriesel blauer und grüner Steine, diese zu schwer von Opalen überkrusteten Armbänder! Gustave Moreau hat auf diese Weise die Nacktheit seiner fluchbeladenen Prinzessinnen geschmückt. Es sind die Juwelen der Kleopatra und Salome, es sind auch die Juwelen der Legenden, Edelsteine des Mondscheins und des Dämmerlichts:

»Und es begab sich in längst vergangenen Zeiten.«

»Das ist die Beschwörungsformel (haben Sie geschrieben), die uns vor diesen Emaillefrüchten und in Gold gefassten Edel-

steinblumen auf die Lippen steigt. Schmuck aus Memphis oder aus Byzanz, es ist Ägypten und das späte Kaiserreich, woran sie uns vor allem denken lassen, aber vielleicht noch viel mehr an die Stadt des Königs von Ys und deren versunkene Glocken.

Sie sehen, dass ich meine Autoren kenne. Nun aber hat niemand die morbiden Reize dieses Schmucks mehr durchlitten als ich; und als Sterbenskranker (weil ich an ihrem durchscheinenden und meergrünen Gift vergehe) vertraue ich mich Ihnen an, Monsieur, Ihnen, der Sie ihren prächtigen und gefährlichen Zauber begriffen und sein Unbehagen und Schauern sogar noch auf andere übertragen haben.

Sie allein konnten mich verstehen, einzig Sie konnten der Wahlverwandschaft, die mich zu Ihnen zieht, mit Nachsicht begegnen. Der Duc de Fréneuse war bloß ein Sonderling, Monsieur; für jeden anderen außer Ihnen wäre Monsieur de Phocas ein Wahnsinniger. Ich habe soeben den Namen der Stadt Ys und des Dämons, der die Stadt überflutete, ausgesprochen, des Dämons der Wollust, der die Tochter des Königs verführte. Könnte eine Verzauberung Jahrhunderte überdauern, so würde ich behaupten, dass dieser Dämon in mir ist. Ja, ein Dämon quält mich und sucht mich heim, und das seit meiner Jugend. Wer weiß? Vielleicht war er schon in mir, als ich noch ein Kind war, denn wenn ich Ihnen auch wie ein Halluzinierender vorkommen muss, Monsieur, so sind es doch Jahre, die ich unter einer blauen und grünen Sache leide.

Glanz der Schmucksteine oder der Blicke, ich bin verliebt, schlimmer noch, verzaubert, besessen von einer gewissen meergrünen Transparenz; es ist wie ein Hunger in mir. Diesen Glanz, ich suche ihn vergeblich in den Augen und den Edelsteinen, aber kein menschliches Auge besitzt ihn. Manchmal finde ich ihn in den leeren Augenhöhlen einer Statue oder unter den gemalten Augenlidern eines Porträts, aber das ist nur eine Täuschung, der Glanz erlischt, kaum, dass er erschienen.

Ich bin vor allem ein Liebhaber der Vergangenheit. Soll ich Ihnen sagen, in welchem Maße die Vitrinen Barruchinis mein Leid verschlimmert haben? Ich sah ihn hervorquellen, ich sah in diesen Juwelen den Blick aufdämmern, den ich suche, den Blick der Dahut, der Tochter des Königs von Ys, auch den Blick der Salome, aber vor allem den klaren und grünen Schein des Blicks der Astarte, Astarte, die der Dämon der Wollust ist und auch der Dämon des Meers ...«

Und, zweifellos durch meinen verblüfften Gesichtsausdruck aufmerksam: »Ja, es ist bekannt, dass ich ein Träumer bin, und welcher Traumbilder? Möge diese Qual Ihnen erspart bleiben, denn ich leide derart darunter, dass ich daran vergehe. Ja, wegen dieser Traumbilder und ihrer entsetzlichen Ratschläge, wegen der Unzahl der von ihnen im Schrecken der Nächte geflüsterten Dinge verlasse ich Paris, Frankreich, das alte Europa, die sie nicht mehr in Schach halten können.

Werde ich ihnen in Asien entkommen? ... also, noch diese Nacht ... aber ich missbrauche Ihre Zeit. Hier ist die Frage, die ich Ihnen zu stellen kam, Monsieur. Ich breche auf. Vielleicht sehen Sie mich nie wieder! Auf diesen Blättern habe ich die ersten Eindrücke meines Leidens festgehalten, die unbewussten Versuchungen einer heute von Okkultismus und Neurose verdüsterten Existenz. Wollen Sie mir erlauben, Ihnen diese Seiten anzuvertrauen, wollen Sie mir versprechen, sie zu lesen? Ich schiffe mich nach Asien ein, wo ich mich in der Hoffnung niederlasse, eine Linderung meiner Obsessionen zu finden, und werde Ihnen von dort die Fortsetzung dieses ersten Bekenntnisses schicken, denn ich habe das Bedürfnis, jemandem die Schrecken meiner Qualen zuzurufen, zu wissen, dass hier in Europa jemand ist, der mich beklagt und sich über meine Heilung freut, falls der Himmel sie mir jemals schickt. Wollen Sie dieser Jemand sein?«

Ich reichte Monsieur de Phocas die Hand.

2. Das Manuskript

» – Und seine Hände, die schmelzende Geschmeidigkeit seiner stets eisigen Hände, ihr Zwischen-die-Finger-Gleiten, wie die Flucht einer Natter! Haben Sie seine Hände nicht bemerkt? Mich hat sein Händedruck immer außerordentlich beeindruckt, wenn man eine nicht greifbare Umklammerung flüchtiger und kalter Finger Händedruck nennen kann!

– Mich haben insbesondere die Augen beunruhigt, diese blassblauen Augen mit der Unbarmherzigkeit von hartem Stein. Man wusste nicht, ob aus Lapislazuli oder aus Stahl, einen derart eisigen Schimmer besaßen sie, diese Augen. Und die Eindringlichkeit seines Blicks! Ich war davon jedes Mal ganz irritiert, wenn er im Club mit mir sprach.

– Ja, das ist ein ziemlich sonderbarer Herr, das ist wie mit seinem Alter! – Sie wissen, dass er mindestens vierzig Jahre alt ist. – Er sieht aus wie achtundzwanzig. – Ach was, Sie haben ihn also nie genau angeschaut? Das Gesicht ist furchtbar alt. Der Körper ist jung geblieben, das gebe ich zu; man kann nicht geschmeidiger sein, aber das Gesicht ist verwüstet, die graubraune Haut von einer entsetzlichen Mattigkeit, und der Mund! Die Verkrampfung dieses Lächelns! Dieser verkniffene Mund hat Erfahrung von hundert Jahren. – Opium verbraucht schnell, nichts ruiniert den Europäer so sehr wie der Orient. – Ach! Er ist ein Haschischraucher? – Zweifellos! Wie erklärt sich sonst diese seltsame Kraftlosigkeit, diese erschreckende Ermattung, die ihn vor fünf Jahren plötzlich überwältigte und ihn im Club, im Moment des Aufbruchs zwang, sich hinzulegen und so stundenlang zu verharren ... – Stunden? – Ja, lange, reglose Stunden, die Gliedmaßen wie losgelöst, niedergeschmettert ... Sagen Sie, de Mazel, Sie, der Sie ihn gekannt haben, hat es sich nicht einmal zugetragen, dass er vierzig Stunden an zwei Tagen schlafen musste? – Vierzig Stunden? – Gewiss, er erwachte nur zu den Essenszeiten, um

seine Nahrung aufzunehmen, und fiel anschließend wieder in seine Erstarrung zurück. Fréneuse empfand sogar eine Art von Entsetzen vor diesen Schlafzuständen, er witterte darin ein abnormes Phänomen, eine Gehirnverletzung oder eine nervöse Depression. – Die fatale, zerebrale Kraftlosigkeit, die den großen Ausschweifungen folgt. – Noch eine Legende! Ich habe niemals an die Ausschweifungen dieses armen Herzogs geglaubt. Ein so zerbrechliches Wesen, von einer so schwächlichen Konstitution; im Ernst, es war kein Spielraum in ihm für Ausschweifungen. – Bah! und Lorenzaccio? – Sie führen die Medici an! Lorenzaccio, ein von Rachsucht getriebener Florentiner, ein Mensch von Tatkraft und von langsam gärender und liebkosender Rache, wie man die Klinge eines Dolches liebkost. Wenn Sie Fréneuse mit dieser bitteren Galle vergleichen ... einen Fantasten, einen Müßiggänger, einen ohne Ziel im Leben. Meiner Meinung nach hatte er Opium im Orient geraucht, daher diese Schlafsucht und diese krankhafte Lethargie: die Gefahr schlechter Angewohnheiten! Er hatte sich allmählich davon befreit, jedoch bedrängte ihn stets die beklemmende Wirkung des opiumhaltigen Gifts. Übrigens, waren seine stahlblauen Augen nicht hinlänglich die Augen eines Opiumrauchers? Führte er sie nicht noch zur Genüge in seinen Adern mit sich, die schwere Trunkenheit des Hanfs? Das Opium, das ist wie die Syphil ... (und de Mazel unterbrach sich urplötzlich selbst), es hält sich über Jahre im Blut; es scheidet sich allmählich aus, aber man muss stets davon zu sich nehmen, von dem Jodid!«

Nun Chameroy: »Ihr Opium ist ein bequemer Vorwand.«

»Für mich ist der Fall de Fréneuse in anderer Hinsicht kompliziert. Ein Kranker, er? Nein, eine Figur aus Hoffmanns Erzählungen! Haben Sie sich niemals die Mühe gemacht, ihn genau zu betrachten? Diese modrige Blässe, die Verkrampfung seiner schmalen Hände, japanischer geformt als Chrysanthemen, dieses arabeskenhafte Profil, diese vampirhafte

Magerkeit, das alles hat Ihnen niemals zu denken gegeben? Doch Fréneuse ist hunderttausend Jahre alt, trotz seines geschmeidigen Körpers und seines bartlosen Gesichts. Dieser Mensch hat schon in früheren Zeiten gelebt, unter Heliogabal, unter Alexander IV. und unter den letzten Valois ... Was sag ich? Er ist Heinrich III. selbst. Ich besitze in meiner Bibliothek eine Ausgabe von Ronsard, eine seltene in Peau de Truie gebundene Ausgabe mit Punzierungen aus der damaligen Zeit, die ein auf Velin graviertes Porträt des Königs beinhaltet. An einem der nächsten Abende werde ich Ihnen diesen Band mitbringen, urteilen Sie selbst. Abgesehen von der Halskrause, dem geschnürten Wams und den Ohrgehängen werden Sie schwören, den Duc de Fréneuse zu sehen. Mir verursachte seine Gegenwart hier jedes Mal ein Unbehagen, und solange er hier war, war es wie eine Beklemmung, wie eine Last ...«

Solcher Art waren die Fantastereien, wie sie die Abreise de Fréneuses wie auch der Verkauf des Stadtpalais und des Mobiliars der Rue de Varenne hervorgerufen hatte, der zwei Tage zuvor auf der vierten Seite des Figaro und der Temps angekündigt worden war. Geschwätz, Märchen, Vermutungen, es hatte genügt, den Namen de Fréneuses zu nennen, um all diesen Blödsinn an Lügen und Verdächtigungen wie einen Sauerteig gären zu lassen. Übrigens, diese eleganten und unbesonnenen Clubmen lehrten mich nichts Neues.

Zehn Jahre ist es her, dass ich diese ganzen heimlichen Tuscheleien der Verleumdung, der neugierig gemachten und getäuschten öffentlichen Meinung über den Namen des jetzigen Monsieur de Phocas rauschen und umgehen hörte, und dieser Mann war es, der mich als Vertrauten erwählt hatte, durch seinen Willen war es mir anheimgefallen, die Ehre oder Schande seines Lebens zu entschlüsseln und endlich das auf den Seiten eines Manuskripts festgehaltene Geheimnis in Erfahrung zu bringen.

Vollständig von eigener Hand geschrieben, obgleich in verschiedenartigen Handschriften (denn die Handschrift des Menschen wechselt mit seinen Seelenzuständen, und der Grafologe erkennt an einem Federstrich den Niedergang eines zum Schurken gewordenen redlichen Manns), also, vollständig von seiner Hand geschrieben, entschied ich mich eines Abends, die mir anvertrauten Seiten zu lesen; jene, die Monsieur de Phocas so geringschätzig noch einmal überlesen hatte, ausgebreitet auf meinem Tisch, zugleich mit der Spitze seines Spazierstocks und aus dem Augenwinkel unter gefärbten, bemalten Brauen.

Ich gebe sie unverändert wieder im unzusammenhängenden Durcheinander der Daten, nichtsdestoweniger einige beseitigend, deren Schreibweise zu kühn ist, um gedruckt werden zu können.

Auf dem ersten Blatt stand zunächst dieses entstellte Zitat Swinburnes:

»In meinen Adern ist ein fiebriges Verlangen. – Die Sünde! Ist es eine Sünde, wenn die Seelen der Menschen in den Strudel geworfen werden? Dennoch war ich voller Zuversicht, meine Seele zu retten, bevor sie unter die feuerbeschuhten Füße der Wollust glitt. Oh! Die düstere Hölle, wo all die sanften Lieben ihr Ende finden, alles, außer dem Schmerz, der niemals endet!«

Und dann diese vier Verse de Mussets aus »Wovon die jungen Mädchen träumen«:

*Ach! Unglück über den, dem die Ausschweifung
Ihren eisernen Nagel in die linke Brust treiben ließ!
Das Herz eines unschuldigen Menschen ist ein tiefes Gefäß;
Liegt der Makel am Grund, spült das Meer vergebens darüber.*

Und die persönlichen Eindrücke begannen:

8. April 1891. – Die Obszönität der Nüstern und der Münder, die schändliche Begierde im Lachen der mir auf der Straße begegnenden Frauen, die heimtückische Niedertracht, das ganze Hyänen- und Bestienhafte, bereit zu beißen, die Händler in ihren Läden und die Spaziergänger auf den Bürgersteigen, wie lange ich schon darunter leide! Ich litt schon als Kind darunter, als ich, zufällig ins Bedienstetenzimmer hinuntersteigend, ohne sie zu verstehen, die Worte der Domestiken aufschnappte, die die Meinen mit sichtlichem Genuss zerrissen.

Dieser Feindseligkeit des ganzen Gezüchts, diesem dumpfen Hass einer Menschheit von Luchsen musste ich später im Gymnasium wiederbegegnen, und ich selbst, der ich Abscheu und Schauer vor diesen dunklen Instinkten hege, bin ich nicht instinktiv gewalttätig und ordinär, mordlüstern und geil, wie diese mordlüsterne und geile Menge, diese aufrührerische Menge, die die Pariser Schutzleute in die Seine wirft und vor hundert Jahren schrie: »Die Aristokraten an die Laterne!«, wie sie heute brüllt: »Nieder mit der Armee!« oder: »Tod den Juden!«

30. Oktober 1891. – Das einzig wirklich Schöne sind die Gesichter der Statuen. Ihre Unbeweglichkeit ist auf andere Art lebendig als die Grimassen unserer Physiognomien. Als ob ein göttlicher Hauch sie belebt, und dann diese Intensität des Blicks in ihren leeren Augen!

Ich habe meinen ganzen Tag im Louvre verbracht, und der marmorne Blick des Antinous verfolgt mich. Mit welcher Zärtlichkeit und welcher Wärme, gleichzeitig wissend und tiefgründig, ruhten seine großen, toten Augen auf mir! Für einen Moment glaubte ich, dort den grünen Schimmer zu erkennen. Wenn diese Büste mir gehörte, würde ich Smaragde in ihre Augen einsetzen lassen.

23. Februar 1893. – Ich habe heute ein schändliches Vorhaben unternommen: Ich habe versucht, einen Journalisten zu umgarnen, den ich kaum kannte, um durch ihn zu erwirken, einer Hinrichtung beiwohnen zu können; ich habe ihn sogar zum Diner eingeladen, und der Mensch langweilt mich so, wie das Blut mich anwidert, ja, es widert mich solchermaßen an, dass ich beim Zahnarzt, wenn ich einen Schrei aus dem Nebenzimmer höre, beinahe einen Schwächeanfall erleide und glaube, in Ohnmacht zu fallen.

Eine Karte ist mir für die Zeremonie versprochen worden ... Werde ich zu dieser Hinrichtung gehen?

12. Mai 1893. – Neapel. – Ich habe soeben die schönste Sammlung harter Steine gesehen. Oh! dieses Museum! Welche Reinheit der Profile und welche Sanftheit der Linien selbst in den minderen Kameen. Die griechischen besitzen mehr Anmut, ich weiß nicht welche glückliche Heiterkeit, die wohl das Wesen des Göttlichen sein könnte, aber die römischen Intaglien besitzen ich weiß nicht was für eine intensive Glut. Es gab dort in der Fassung eines Rings einen jugendlichen, lorbeerbekränzten Kopf, irgendeinen jungen Cäsar oder irgendeine Kaiserin, Caligula, Othon, Messalina oder Poppea, aber von einem erschöpften, genussvollen Ausdruck, gleichzeitig erschütternd und so ermattet, dass ich viele Nächte davon träumen werde ... Träumen! Zugegeben, es wäre besser, zu leben, und ich träume nur!

13. Juli 1894. – Man begegnet, an den Festtagsabenden, sehr spät, in den Straßen, merkwürdigen Passantinnen und seltsamsten Passanten. Wühlen diese Nächte volkstümlicher Vergnügungen vergessene Avatare aus den Weiten der Vergangenheit hervor? Gewiss bin ich heute Abend im Strudel der erregten und schwitzenden Menge ausschließlich Bithynien entsprungenen Masken und Kurtisanen der Dekadenz begegnet.

Es verbreiteten sich an jenem Abend, auf dieser wimmelnden Esplanade des Invalides, durch die Petarden, die Schüsse, die Bratengerüche, den Schluckauf der Betrunkenen und die gestankerfüllte Atmosphäre der Menagerien hindurch die wilden Ausdünstungen eines neronischen Fests.

Es war beinahe der Geruch eines Maiabends auf dem Basso-Porto von Neapel, und die umherirrenden Gesichter in dieser Menschenmenge hätte man für Sizilianer halten können.

29. November, gleiches Jahr. – Der schwermütige und so weit-schweifende Blick des Antinous, das verzückte und wilde, dennoch flehende Auge der römischen Kamee, ich habe ihn soeben wiedergefunden, und das in einem Pastell eher nachlässiger Ausführung, signiert mit dem Namen einer Frau, einer unbekanntem Malerin, der ich jedoch gerne einen Auftrag erteilte, wäre ich sicher, dass sie diesen eigentümlichen Blick wiedergeben könnte.

Und doch, so gut wie nichts! Diese zwei oder drei Pastellkreidestifte, zerdrückt um das kantige, abgemagerte Gesicht mit den mächtigen Kieferknochen, dem wollüstig geöffneten Mund, geweiteten Nasenlöchern, oben begrenzt von einer schweren Veilchenkrone, mit einer Mohnblüte hinter dem Ohr. Das Gesicht ist eher abstoßend, von einer leichenhaften, trübseligen Farbe, aber unter den kaum geöffneten Augenlidern leuchtet und schimmert ein so grünes Wasser, das schwermütige, verdorbene Wasser einer unerfüllten Seele, der leidvolle Smaragd einer hemmungslosen Sinnlichkeit.

Ich gäbe alles, um diesen Blick zu finden.

18. Dezember, gleiches Jahr. – »Schläft sie oder wacht sie? Denn ihr zu stark geküsster Hals trägt noch ein purpurnes Mal, wo das gestaute Blut pocht und sich verdunkelt; zart und sanft gebissen, zu schön für einen Fleck!« *Laus Veneris* (Swinburne)